Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Herausgeber: Schweizerisches Nationalmuseum

Band: 51 (1994)

Heft: 2: Berufsbilder in der Kunstgeschichte

Artikel: Berufsbezogene Hochschulausbildung in der Kunstgeschichte : Ei des Kolumbus oder Kuckucksei?

Autor: Baumgartner, Marcel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-169401

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Berufsbezogene Hochschulausbildung in der Kunstgeschichte: Ei des Kolumbus oder Kuckucksei?

von Marcel Baumgartner

Lange Zeit galten (und in manchem Kopf gelten vielleicht noch immer) die «akademische Laufbahn» und, als deren Krönung, das Amt des Hochschullehrers – möglichst in der Position des Ordinarius – als die höchsten Ziele, die es im Berufsleben eines Kunsthistorikers zu erreichen gibt.

Dass dem heute längst nicht mehr (nicht mehr allgemein) so ist, hat viele Ursachen; wie vordergründig eine solche Wertung aber schon immer war, zeigt sich, wenn man den Gedanken zu Ende denkt – liefe er doch, gleichsam idealtypisch, hinaus auf einen Zustand, von dem die kunstgeschichtlichen Seminare und Institute der Universitäten in den Augen mancher «Praktiker» gar nicht allzuweit entfernt sind – einen Zustand und ein Modell, in dem diese Seminare und Institute fern aller Praxis in den Höhen der Theorie sich verlieren und sich selber genügten als eine Brutstätte, in der Professoren forschen und nebenbei Assistenten ausbilden, die ihnen nachrücken, weiterforschen und wieder Assistenten und Professoren ausbilden ... und so weiter – wenn nicht in alle Ewigkeit, so doch bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Fach sich vollends in jenes gesellschaftliche Abseits manövriert hätte, in dem es in vieler Urteil seit jeher stand: die Kunstgeschichte «nicht viel mehr als ein anmutiges, anregendes Spiel mit der Schönheit», ihr Studium ein «vornehmes Studium, bei dem man sich nicht allzusehr plagt, in ein bevorzugtes Verhältnis zu seinen Professoren tritt und Gelegenheit erlangt, sein Geld auf Studienreisen in nobler Weise los zu werden».[1]

Auch dieses Bild der Kunstgeschichte (wie jenes der Ordinarien) ist heute (wenn es denn je einer Realität entsprochen haben sollte) längst überholt. Spätestens seit den achtziger Jahren haben Kommunal- und andere Politiker die «(volks)wirtschaftliche Bedeutung»[2] – gemeint ist selbstverständlich: den volkswirtschaftlichen Nutzen – von Kunst und Kultur (und damit natürlich auch ihrer Vertreter) erkannt. Und wenn vor hundert Jahren Max J. Friedländer, der seinem Vater, als dieser «nach Zweck, Ziel und Aussicht [seines] Studiums frug, antwortete: Ich will Privatgelehrter werden»[3] – wenn also Friedländer in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit dieser Einstellung wohl eher den Regelfall bildete als eine Ausnahme, so muss, wer heute ein Kunstgeschichtsstudium in Angriff nimmt, sich immer auch die Frage vor Augen halten, wie er (sie) einmal sein Geld verdienen wolle.

Bei der Beantwortung dieser Frage «dem Kunsthistoriker-Nachwuchs durch die Analyse der einzelnen Berufssparten eine Orientierungshilfe anzubieten»[4], ist das Ziel der Tagung, zu der die «Vereinigung der Kunsthistoriker in der Schweiz» in diesem Jahr eingeladen hat: Es soll, nach dem Willen der Veranstalter, die angehende Kunsthistorikerin (der angehende Kunsthistoriker) erfahren, was sie (ihn) erwartet, wenn sie (er) diesen oder jenen Beruf ergreift.

Dieser Intention – bezogen auf den Beruf des Hochschullehrers – werden meine Ausführungen nicht gerecht zu werden vermögen. Was mich am Problem interessiert, ist nämlich ein anderer, ein allgemeinerer Aspekt: Es geht mir um die Frage nach der Reaktion der für die Ausbildung Verantwortlichen auf den eingangs beschriebenen Wandel im Selbst-, vor allem aber im Fremdverständnis des Fachs; und es geht mir dabei nicht so sehr um die Frage, ob und wie diese Verantwortlichen in der Vergangenheit auf die neuen Erfordernisse, welche die Notwendigkeit der Ausbildung zu einem Beruf mit sich bringt, reagiert haben, als vielmehr um das ebenso grundsätzliche wie aktuelle Problem, ob es überhaupt sinnvoll sei, darauf zu reagieren – kurz: ob es die Aufgabe der Kunsthistoriker an der Universität sei, Berufsleute auszubilden.

Wer aber dieser Frage nachgeht, stösst früher oder später unweigerlich auf zwei Konstanten, welche die Kunstgeschichte seit den Anfängen ihrer Institutionalisierung als akademische Disziplin und über alle Veränderungen hinweg zu begleiten scheinen. Es sind dies, zum einen, die Klagen über die völlig unzureichende, weil praxisferne Ausbildung der Kunsthistoriker an den Hochschulen, und es ist dies, zum andern (und daraus resultierend), die Feststellung der zwei «Parteien», in welche die «Gemeinschaft der Kunstgelehrten» zerfalle.

So hatte schon zu Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts der führende deutsche Museumsmann der Zeit, Wilhelm von Bode, sich darüber beklagt, dass von der Universität nur sehr oberflächlich geschulte Kunstwissenschaftler abgingen und dass deshalb ihre Ausbildung in den Museen praktisch von vorn beginnen müsse.[5] Und es war der bereits zu Wort gekommene Max J. Friedländer, der 1955, gegen Ende seines langen Lebens, geschrieben hatte: «Die Gemeinschaft der Kunstgelehrten zerfällt in zwei Gruppen, man kann wohl sagen: zwei Parteien. Auf den akademischen Lehrstühlen sitzen zumeist Herren, die sich gern Historiker nennen, in den Amtsstuben der Museen trifft man auf 'Kenner'. Die Historiker streben vorzugsweise vom Allgemeinen zum Speziellen, vom Abstrakten zum Konkreten, vom Gedanklichen zum Sichtbaren, die

Kenner bewegen sich in umgekehrter Richtung, beide bleiben zumeist auf halbem Wege stecken, übrigens ohne sich dabei zu begegnen.»[6]

In beiden diesen Punkten ist eine ungeminderte Aktualität der Probleme kaum zu verkennen.

Vor Jahresfrist hat mir ein Freund, Museumsdirektor von Beruf, zum Semesterbeginn seine guten Wünsche übermittelt und dabei von der Universität als einer Welt gesprochen, die ihm, wie er schrieb: «– leider? – sehr, sehr fremd geworden» sei. Man mag eine solche vereinzelte Aussage als einen zu zufälligen Beleg bewerten, als dass daraus eine Kontinuität in bezug auf die von Friedländer konstatierte Zwei-Parteien-Theorie abgeleitet werden könnte. Man kann sich aber – vielleicht mit gleichem Recht – auch auf den Standpunkt stellen, dass gerade in ihrer Zufälligkeit die Beweiskraft einer solchen Äusserung liege.

Jedenfalls handelt es sich um das Zeugnis einer Entfremdung. Ist aber diese Entfremdung, von welcher der Briefschreiber nicht recht zu wissen scheint, ob er sie bedauern soll oder nicht, «nur» die (vielleicht gar nicht weiter verwunderliche oder beunruhigende) Entfremdung des berufstätigen Kunsthistorikers von der Universität? Oder steht hinter ihr auch, als ein gravierenderes Problem, die von manchen behauptete Entfremdung der Universität vom Stoff, den sie lehrt und zu dem der Kunsthistoriker erst in der Praxis, im Beruf, mühsam fände?

Die zuletzt gestellte Frage muss natürlich all denen als eine rhetorische erscheinen, die auch nur am Rand mit diesen Dingen zu tun haben. Viel zu laut sind nämlich mittlerweile nicht nur die Klagen über das praxisferne, sondern auch die Forderungen nach einem stärker berufsorientierten Studium geworden, als dass sie länger überhört werden könnten.

Was nun diesen Forderungen sowohl eine besondere Dringlichkeit als auch ein besonderes Gewicht zu verleihen scheint, ist der Umstand, dass sie von zwei verschiedenen Seiten gleichzeitig erhoben werden. So begegnet man ihnen zum einen immer wieder im persönlichen Gespräch mit vielen «Praktikern», zumal aus den Bereichen Museum und Denkmalpflege; zum andern aber handelt es sich um einen Punkt, der – zumindest in Deutschland[7] – in der universitäts- und bildungspolitischen Diskussion um die von vielen als dringend notwendig erachtete Studienreform eine zentrale Rolle spielt.

Allerdings schiene es mir voreilig, aus dieser doppelten – der fachlichen und der politischen – «Trägerschaft» des Gedankens ohne weiteres auf dessen besonders hohe Plausibilität zu schliessen. Vielmehr sollte gerade die merkwürdige Parallelität skeptisch stimmen.

In der Tat stehen hinter der vielleicht etwas gezwungen wirkenden Metaphorik im Titel meines Vortrags – «Kuckucksei oder Ei des Kolumbus?» – eine Skepsis und ein Unbehagen, das in eben dieser doppelten Trägerschaft der Forderung nach Reform seinen Ursprung hat. Und mit dem gleichen Umstand hat es zu tun, wenn sich das Ergebnis meiner Überlegungen in einer paradox scheinenden Formulierung zusammenfassen lässt – einer Formulierung, die vielleicht sophistisch anmuten mag und die selbstverständlich auch provokativ gemeint, keineswegs aber doppelzüngig zu verstehen ist. Diese Formulierung lautet: Berufsbezogenheit des Kunstgeschichtsstudiums: Warum ich sie befürworte – und weshalb ich der Forderung nach ihr entgegentrete.

Vor etwa anderthalb Jahren, am 4. Dezember 1992, hat die deutsche Kultusministerkonferenz Ideen für eine grundlegende Reform des Studiums – nicht des Kunstgeschichtsstudiums natürlich, sondern des Studiums schlechthin – auf den Tisch gelegt, eine Reform, bei der es vor allem um eine Verkürzung der Regelstudienzeit geht. Zentraler Punkt ist dabei der Vorschlag der Teilung des Studiums in eine erste, «berufsqualifizierende» Phase und in ein anschliessendes «wissenschaftliches Aufbaustudium».[8]

Was das konkret zu bedeuten hat, scheint (noch) niemand so genau zu wissen; Kommentare, die dazu zu hören sind, gehen jedenfalls bis hin zur beschwichtigenden Feststellung, dass das Ganze nicht «so gemeint» sei, wie es in den Medien oft dargestellt worden sei, und dass sich, zumindest für die Geisteswissenschaften, im Grunde genommen nichts ändern würde, weil doch eben diese Zweiteilung mit der Trennung in Magisterstudiengang einerseits und anschliessender Möglichkeit der Promotion für die höher Qualifizierten anderseits schon lange gegeben sei.[9]

Dennoch hat die Diskussion um diesen Punkt eingesetzt, und sie hat sich, soviel ich sehe, bisher vor allem auf die Frage konzentriert, was die Durchsetzung dieser Pläne für die klassische Verbindung von «Lehre und Forschung» (und dabei insbesondere für die Qualität der letzteren) bedeuten würde.[10] Im Hintergrund geblieben ist bei dieser Sorge um die «Qualität der Forschung» die Frage nach der Lehre und nach dem Verständnis des «Wissens», das in der für das «Fussvolk» bestimmten «berufsqualifizierenden Phase» vermittelt werden (und das die Studierenden zur Ausübung ihres Berufs befähigen) soll.

Die Vermutung, dass es sich dabei um «brauchbares Wissen» handeln muss, liegt mehr als auf der Hand. Und eben dies ist denn auch der Punkt, an dem die Diskussion spezifisch bundesdeutscher Probleme wieder verlassen werden kann.

Den Begriff des «brauchbaren Wissens» habe ich nämlich einem Beitrag entnommen, den Iso Camartin zu Beginn des letzten Wintersemesters für den Zürcher «Tages-Anzeiger» geschrieben hat.[11]

Ich kann nicht wirklich beurteilen, welche Gültigkeit Camartins Thesen für andere Gebiete haben. (Grundsätzlich meine ich, dass alle Diskussionen um Studienreform und Berufsbezogenheit des Studiums unsinnig sind, solange sie nicht fach- und berufsspezifisch geführt werden. Denn was für einen Elektroingenieur oder für einen Juristen gut ist, braucht noch lange nicht gut zu sein für einen Germanisten oder einen Archäologen – und umgekehrt. Iso Camartin ist Professor für rätoromanische Literatur und Kultur an den beiden Zürcher Hochschulen; sein Artikel ist ein Plädoyer für ein Wissen, das «nicht nur brauchbar» ist. Ob dieses

Plädoyer nur für die Geisteswissenschaften Gültigkeit habe, wage ich – und ich weiss, dass ich, wenn ich dies sage, mich in einen Widerspruch stelle zur soeben erhobenen Forderung nach fach- und berufsspezifischer Erörterung der Probleme – zu bezweifeln.) Für unser Fach aber scheinen mir seine Überlegungen von zentraler Bedeutung. So zitiere ich wenigstens eine längere ungekürzte Passage aus einem Text, der eigentlich vollumfänglich abgedruckt zu werden verdiente:

«Ein altmodischer Verdacht will, dass wir an der Universität lernen, was wir später fürs Leben nicht brauchen können. Es gibt genügend Firmenchefs, die kühn behaupten, wer von der Universität komme, müsse bei ihm alles neu lernen. Hoffnungslos praxisfern sei das, was man von diesen gelehrten Anstalten mitbringe.

Wenn dem nur so wäre! Der Verschulungsprozess an den Hochschulen hat gewaltige Fortschritte gemacht. Das Kriterium der Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Gelernten ist in den Studienplänen immer schwergewichtiger geworden. Und allzu viele unserer jungen Leute an der Uni steuern in der Zielgeraden nur auf das Wissen zu, das als brauchbar gilt.

Doch wofür wären die Universitäten der eigentliche Ort?

Nicht zum Lungern und Ludern, gewiss nicht, aber doch zum neugierigen Streunen und kurvenreichen Auskundschaften der vielen Anlagestellen und Schatzkammern, wo das Wissen der Zeiten eingelagert und Erfahrungen der Zivilisationen aufgezeichnet sind.

Herumzigeunern muss man da in den Fahrzeugen der eigenen Neugierde, weil das Wissen, das uns wirklich prägen wird, viel mit Lust und Laune, aber auch mit Entscheidung und Verantwortung zu tun hat. Lossegeln muss man auf Meeres- und Wüstenschiffen zu den Inseln und Oasen, wo die Vertreter eines Wissens sitzen, das sich nicht ummünzen lässt zu neuesten Produkten. Ein Wissen, das nicht dazu dient, etwas zu tun, sondern etwas zu sein oder allenfalls zu werden.»

«... etwas zu werden»: «Man lernt nichts, wenn man ihn lieset, aber man wird etwas.» Das soll Goethe in hohem Alter ausgerechnet von jenem «ersten Kunsthistoriker», der Johann Joachim Winckelmann war, gesagt haben ...[12]

Die Vertreter der kunsthistorischen (aber nicht nur der kunsthistorischen) Praxis, welche sich von der Universität mehr Berufsbezogenheit wünschen, werden sich also die Frage gefallen lassen müssen, ob diese von ihnen vermisste Berufsbezogenheit die gleiche sei wie die von den Politikern geforderte; und sie werden sich selber die Frage stellen müssen, ob nicht deren gleichlautende Postulate sie, statt ihrer Sache sicherer, vielmehr hellhörig und misstrauisch machen sollten. Denn: Das könnte doch denen gerade so passen: Dass die von der Universität ins Berufsleben Entlassenen «funktionieren», ohne viele Fragen zu stellen; dass sie Hand bieten beim «Lösen» von Problemen[13], bevor ihnen überhaupt die Gelegenheit und das Rüstzeug gegeben wurden, sie als solche zu erkennen.

In der Tat scheint mir fehlendes Problembewusstsein ein Hauptkennzeichen des durchschnittlichen Abiturienten zu sein – es zu fördern demnach aber eine der vordringlichsten Aufgaben der Universität. Und eben deshalb «darf» das Studium nicht nur, sondern muss es in hohem Mass auch theoretisch sein.

So halte ich es, um nur ein Beispiel und ein Gegenbeispiel zu nennen, für nicht besonders gravierend, wenn ein Student oder eine Studentin am Ende seines (ihres) Studiums nicht weiss, dass ein «Biberschwanz» nicht unbedingt ein tierischer Körperteil ist, oder wenn er (sie) beim Hören oder beim Lesen des Begriffs «Mönch-Nonnendeckung», auch wenn ihm (ihr) der Zusammenhang etwas schleierhaft ist, abgeklärt «wissend» schmunzelt.[14] Für viel bedenklicher halte ich, wenn jemand, der später im Kunsthandel arbeitet, nie etwas von den (möglicherweise sogar überholten; aber das steht dabei gar nicht zur Diskussion) Gedanken gehört hat, die sich gewisse Leute Anfang der siebziger Jahre über die «Funktion des ästhetischen Gegenstandes im Spätkapitalismus»[15] gemacht haben. – Grundsätzlich gesprochen: Wann, wenn nicht während des Studiums, sollen die künftigen Berufsleute an jene fundamentalen Dinge herangeführt werden, die ihnen später vielleicht nicht unmittelbar «nützen», die aber um so wirksamer im Hintergrund «arbeiten»?

Denn wer nur von seinem Beruf etwas versteht, versteht ganz gewiss auch nichts von seinem Beruf.

Aus diesen Gründen trete ich also der Forderung nach Berufsbezogenheit des Kunstgeschichtsstudiums entschieden entgegen. Dennoch möchte ich meine Ausführungen unter keinen Umständen verstanden wissen als ein Plädoyer für eine Abschottung der Studierenden gegen eine mögliche spätere berufliche Praxis schon während des Studiums.

Was ich meine, ist: Man soll vom Studium und vom Professor nicht fordern, was nicht ihre Aufgabe sein kann. Aufgabe des Professors kann es durchaus sein, auch in bezug auf den künftigen Beruf ein Problembewusstsein zu fördern. Und dass der Student und die Studentin schon während ihrer Studienzeit nach Möglichkeiten der praktischen Betätigung suchen, halte ich für dringend wünschenswert, wenn nicht für unabdingbar (ich habe es selber nicht anders gehalten). Eine der Voraussetzungen dazu wäre allerdings die Schaffung von sehr viel mehr Praktikums- und Volontariatsplätzen, als es im Moment der Fall ist. Hier wäre eine Gelegenheit, die Politiker beim Wort zu nehmen: Hier könnten sie unter Beweis stellen, wie ernst es ihnen ist mit ihrem Ruf nach Berufsbezogenheit. Dass zur Zeit solche Stellen eher ab- als ausgebaut werden[16], spricht nicht gerade für eine besondere Kohärenz dieser Politik.[17]

Die Ausbildung zu einem Beruf durch die Universität halte ich im übrigen auch deswegen für problematisch, weil ich es nicht für ein Ideal ansehe, wenn jemand schon im ersten Semester genau weiss, dass er – beispielsweise – Leiter eines Ausstellungsinstituts für aktuelle Kunst werden will. Denn welchen Grund soll er dann haben, sich – wiederum beispielsweise – mit den Gedanken zur «Stilentwicklung in der neueren Kunst» zu befassen, die sich ein

Autor gemacht hat, der so hoffnungslos antiquiert war, dass er unter «neuerer Kunst» diejenige von Renaissance und Barock verstanden hat?[18] – Ich kann also meine Studentinnen und Studenten schon deswegen nicht zu einem Beruf ausbilden, weil in den allermeisten Fällen weder sie noch ich wissen, welchen Beruf sie einmal ergreifen werden: den des Museumsmanns oder der Museumsfrau, des Denkmalpflegers oder der Denkmalpflegerin, des Kunsthändlers, der Ausstellungsmacherin, des Kunstkritikers (oder schliesslich eben auch der Professorin). Und das ist nicht nur idealer-, sondern auch realistischerweise so: kann doch bei der (durchaus nicht nur momentanen) Lage des Arbeitsmarkts niemand sagen, wohin es ihn einmal «verschlagen» wird.

Von dieser Forderung nach grösstmöglicher Offenheit im Studium und sogar über das Studium hinaus ist nun aber – und damit komme ich doch noch wenigstens kurz auf meine Vorstellungen vom Berufsbild des Professors zu sprechen – am allerwenigsten der Hochschullehrer selber auszunehmen.

Denn, um das schon einmal allgemein Formulierte ins Konkrete zu wenden: Wer nur von seiner Lehre-und-Forschung etwas versteht, versteht ganz gewiss auch nichts von seiner Lehre-und-Forschung.

Hier hat sicher auch die Universität umzudenken. Dabei geht es nicht darum, grundsätzlich an den Anforderungen zu rütteln, die heute an den gestellt werden, der eine akademische Laufbahn ergreifen will. Es darf aber nicht länger so sein, dass weiterhin im Nachteil ist, wer sich zuvor in anderen Bereichen der Kunstgeschichte – eben in der sogenannten «Praxis» – umgesehen hat (tatsächlich fallen heute die dort erbrachten Leistungen – wegen ihres «minderen Stellenwerts»! warum denn sonst? also doch das alte Lied?! – bei seiner Beurteilung immer noch kaum ins Gewicht); und es sollte auch nicht länger so sein, dass, anderseits, nach wie vor der am besten fährt, der den sicheren Hort der Universität nie verlassen hat und sich nur von ihrem Kunstdünger ernährte.

Wenn aber der Museumsdirektor oder der Denkmalpfleger, der seine berufliche Laufbahn als Hochschulassistent begonnen hat, weder diese frühere Erfahrung als «überflüssig» missen möchte noch heimlich einer abgebrochenen («gescheiterten») universitären Karriere nachtrauert; und wenn umgekehrt der Professor die Jahre, die er an einem Museum (in der Denkmalpflege, mit der Inventarisation von Kunstdenkmälern, als Redaktor oder als Ausstellungsmacher) zubrachte, nicht als verlorene Zeit ansieht (und es sind solche Fälle zum Glück heute keine Ausnahmen mehr): Dann müsste es schwierig werden, weiter von den beiden Parteien zu sprechen, in welche die Gemeinschaft der Kunstgelehrten zerfalle.

ANMERKUNGEN

1 FRITZ GÜNTHER, *Der Konservator. Skizzen aus der Museumshierarchie,* in: Die Kunst. Monatshefte für freie und angewandte Kunst, Bd. 17, München 1908, S. 160; zitiert nach HEINRICH DILLY, *Kunstgeschichte als Institution. Studien zur Geschichte einer Disziplin,* Frankfurt 1979, S. 37–38.

2 P. DANIEL BISCHOF, *Die wirtschaftliche Bedeutung der Zürcher Kulturinstitute,* Zürich 1985. – *Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Denkmalpflege in der Schweiz.* Eine Studie im Auftrag der Nationalen Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung (NIKE), Bern, verfasst von BRUGGER, HANSER und Partner, Zürich, Bern/Zürich 1991 (mit weiteren Literaturangaben).

3 Aus Max J. Friedländers autobiographischen Aufzeichnungen; zitiert nach: GÜNTER BUSCH, *Ein deutscher Kunsthistoriker: Max J. Friedländer,* in: MAX J. FRIEDLÄNDER, Von van Eyck bis Bruegel. Studien zur Geschichte der niederländischen Malerei, Frankfurt am Main 1986, S. 7.

4 Vereinigung der Kunsthistoriker in der Schweiz, Mitteilungen 1993.1, S. 2.

5 Zitiert nach HEINRICH DILLY (vgl. Anm. 1), S. 37.

6 MAX J. FRIEDLÄNDER, *Von Kunst und Kennerschaft,* Berlin 1955, S. 98–99. Auch diese Stelle zitiert bei HEINRICH DILLY (vgl. Anm. 1), S. 37.

7 Mit welcher Intensität diese Diskussionen auch in der Schweiz geführt werden, kann ich aus der Distanz nicht beurteilen. Ohne Zweifel sind aber die Probleme übertragbar.

8 Siehe dazu beispielsweise die Nachricht *Kultusminister fordern zweigeteiltes Studium,* in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (F.A.Z.) vom 5. Dezember 1992, S. 1. – Schon zwei Monate zuvor hatte Bundesbildungsminister Ortleb von einer drohenden, «für den Wirtschaftsstandort Deutschland gefährlichen Lähmung des Hochschulwesens» gesprochen und gefordert, dass «das Studium [...] so organisiert werden [müsse], dass ein erster berufsqualifizierender Abschluss an Universitäten grundsätzlich nach acht Semestern erreicht werde» *(Bund und Länder streben eine grundlegende Reform der deutschen Hochschulen an,* in: F.A.Z., 8. Oktober 1992, S. 1).

9 Tatsächlich war schon die Einführung des «Zwangsmagisters» (dem das Obligatorium des Lizentiats in der Schweiz entspricht) «eine Reaktion der Universitäten auf die gewaltig angestiegenen Studentenzahlen und den darauf folgenden politischen Reglementierungsdruck» gewesen. «Man war auf das plötzlich brisante Problem nicht so recht vorbereitet, hoffte es aber lösen zu können, indem man die beängstigend angewachsene Schar der Studenten auf 'gestrafften', also möglichst perfekt reglementierten Studiengängen schneller als zuvor durch die Universität schleuste.» Siehe dazu den Artikel von FRANK BÜTTNER, *Schlechtere Alternative oder notwendiges Übel? Bemerkungen zum Problem des «Magister Artium»,* in: Kunstchronik 37, August 1984, S. 297–301, dem die Zitate entnommen sind. – Ein Bild dieses «ersten Studienabschlusses», das dem des heutigen Magisters so nahe kommt, dass man sich tatsächlich die Frage stellt, was daran denn eigentlich so neu sei, hat kürzlich die hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Prof. Dr. Evelies Mayer, entworfen (EVELIES MAYER, *Begleitwort,* in: Der hessische Weg. Materialien zur Studienstrukturreform, Wiesbaden: Hessi-

sches Ministerium für Wissenschaft und Kunst, September 1993, S. 3–8, bes. S. 4). – Dagegen läuft an der Universität Augsburg seit 1992 ein auf fünf Jahre angelegter Modellversuch, der in den StudiengängenBetriebswirtschaftslehre und Ökonomie den akademischen Grad des Baccalaureus (beziehungsweise der Baccalaurea) oeconomiae nach bestandener Vordiplomprüfung (das heisst nach dem erfolgreich beendeten Grundstudium!) verleiht (vgl. dazu: *Pro und Kontra: Kurzstudiengänge,* in: Uni. Perspektiven für Beruf und Arbeitsmarkt, hrsg. von der Bundesanstalt für Arbeit, Heft 12, November/Dezember 1992, S. 28–29). – Zum Problem des Zusammenhangs von Reglementierung des Studiums einerseits und Situation auf dem Arbeitsmarkt anderseits siehe unten Anm. 17.

10 So wurden beispielsweise Befürchtungen laut, dass «sich die Forschung in das schmale [obere] Stockwerk des Aufbaustudiums zurückziehen» könnte (KURT REUMANN, *Wahrheit geht vor Erfolg. Das Ethos der Universität darf bei der Reform nicht zu kurz kommen,* in: F.A.Z., 17. Dezember 1992).

11 ISO CAMARTIN, *Auf der Suche nach brauchbarem Wissen. Semesterbeginn an den Hochschulen: Was und wie studieren?,* in: Tages-Anzeiger, Zürich, 24. Oktober 1992. – Für diesen Hinweis und für manche Anregung im Zusammenhang mit den hier entwickelten Gedanken danke ich Dr. Beat Stutzer.

12 «'Sie haben allerdings recht', sagte Goethe, 'man trifft ihn [Winckelmann] mitunter in einem gewissen Tasten; allein, was das Grosse ist, sein Tasten weiset immer auf etwas hin; er ist dem Kolumbus ähnlich, als er die Neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieset, aber man wird etwas.'» (JOHANN PETER ECKERMANN, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens,* hrsg. von REGINE OTTO unter Mitarbeit von PETER WERSIG, Berlin/Weimar 1982; Lizenzausgabe München 1988, S. 208 [16. Februar 1827]).

13 Ein aktuelles bundesrepublikanisches Beispiel ist der Versuch der Bundesregierung (und namentlich Helmuth Kohls), die zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland in Schinkels Neuer Wache gegen den breiten Protest vieler Fachleute in der von ihr (und namentlich von ihm) gewünschten Form (das heisst mit der auf Überlebensgrösse aufgeblasenen Nachbildung einer 39 cm hohen Pietà von Käthe Kollwitz) durchzusetzen. Vgl. dazu beispielsweise: REINHART KOSELLECK, *Bilderverbot,* in: F.A.Z., 8. April 1993, S. 33; ders., *Stellen uns die Toten einen Termin?,* in: F.A.Z., 23. August 1993, S. 29, und ANNETTE TIETENBERG, *Die Karawane zieht weiter. Welle der Empörung: Ein Berliner Forum zur Umgestaltung der Neuen Wache,* in: F.A.Z., 29. September 1993, S. 35.

14 Was sie hingegen wissen sollen, ist, wo sie solche Dinge nachschlagen können: Etwa in dem erstmals 1968 im Verlag VEB Seemann Leipzig erschienenen fünfbändigen Lexikon der Kunst, wo sie von den Stichworten «Biberschwanz» und «Nonnenziegel» auf den Artikel «Dachdeckung» verwiesen werden.

15 HANS HEINZ HOLZ, *Vom Kunstwerk zur Ware. Studien zur Funktion des ästhetischen Gegenstands im Spätkapitalismus,* Neuwied/Berlin 1972.

16 Vgl. dazu den Kommentar von Eduard Beaucamp in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 15. Oktober 1993, in dem es um die Schwierigkeiten bei der Besetzung von Direktorenposten in grossen (nicht nur deutschen) Museen geht. Beaucamp schreibt dazu unter anderem: «In Deutschland studieren Zehntausende Kunstgeschichte. Und trotzdem sind die höchsten Verwaltungsetagen der Museen nicht zu besetzen. Hinter diesem Widerspruch klafft eine gigantische Fehlplanung, ein monumentaler Irrtum. Der Schlüssel für dieses Debakel verbirgt sich in einem niederschmetternden Faktum. Es gibt Städte, die das Kunstflair selbstgefällig pflegen, aber sich schlichtweg weigern, Nachwuchs heranzuziehen. Köln hat schon vor zehn Jahren die Volontärsausbildung am Museum abgeschafft. Frankfurt am Main nimmt jetzt den Sparzwang zum Anlass, um die Volontärsstellen zu streichen. So sägt man den Ast ab, auf dem man doch sitzen möchte. Der vordergründige Kunsterfolgsbetrieb entlarvt sich selber: Man will ernten, nicht säen.» (E. B. [= EDUARD BEAUCAMP], *Kurzsichtig,* in: F.A.Z., 15. Oktober 1993, S. 33).

17 Wie fatal die Auswirkungen einer Studienreform sein können, die «an den Bedürfnissen und Erwartungen des Arbeitsmarktes vorbei durchgesetzt» wird, hat Frank Büttner in seinem bereits zitierten Aufsatz zur Einführung des «Zwangsmagisters» aufgezeigt (vgl. Anm. 9; zit. S. 299). Was schon vor zehn Jahren moniert wurde, hat seine Gültigkeit behalten (und bei der Einführung eines «berufsbezogenen Kurzstudiengangs» würde das Problem noch brisanter): «Als weitere Konsequenz wäre die Einrichtung von Stellen zu fordern, die klar für Magister [beziehungsweise für Absolventen dieses berufsbezogenen Kurzstudiengangs] ausgewiesen sind [...]» (ebd., S. 300).

18 HEINRICH WÖLFFLIN, *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst,* München 1915.